

Hermann Löscher

Die erzgebirgischen Knappschaften vor und nach der Reformation

In: „Blätter für deutsche Landesgeschichte“,
92. Jahrgang 1956, S. 162 ff.

Der Verfasser hat die nicht mehr neue Frage nach der Entstehung und dem frühen Werdegang der Knappschaften erneut aufgeworfen. Die Bruderschaftstheorie, die den religiösen Ursprung der Knappschaften behauptet, wurde schon seit ihrer Begründung als nicht zwingend empfunden und angefochten, zuletzt von J. Köhler, der vom Marxismus her diese Organisationen als Keime des Klassenkampfes deutet, wobei er allerdings in der Beweisführung nicht überzeugen kann, da er in bedenklicher Weise die historische Überlieferung auf das Prokrustesbett seiner Theorie zwingt.

Auf Grund seiner guten Kenntnis der Quellen Freibergs und anderer erzgebirgischer Bergstädte unternimmt es Löscher, den religiösen Grundcharakter der Knappschaften, ihre Entstehung als Bruderschaften, zu verteidigen. Entgegen der Meinung, daß die Knappschaftsbildung seit der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts als Ausfluß der Trennung von Unternehmer (Gewerke) und Lohnhauer zu werten sei, stellt er fest, daß es sich hierbei um den Versuch handelt, dieser beginnenden sozialen Scheidung entgegenzuwirken. Da aber eine wirtschaftlich-soziale Kooperation nicht mehr durchzusetzen war, bildeten die Bergleute Bruderschaften auf religiös-kirchlichem Gebiet, welche die Form deutschrechtlicher Genossenschaften annahmen. Soziologisch nicht homogen, umfaßten sie Knappen, Gewerken und Eigenlehner; auch die landesherrlichen Bergbeamten, Bergmeister und Zehnter, gehörten ihnen an; die Grundbesitzverhältnisse der Bergleute waren sehr verschieden. Deshalb sei das religiöse Anliegen primär: Stiftung und Unterhaltung von Altären und Kapellen sowie Besoldung besonderer Bergeistlicher. Regelmäßige Abgaben waren der „Kerzenheller“ und der „Büchsen- oder Wochenpfennig“. Bereits in den Jahrzehnten vor der Reformation wurden aus den z. T. ansehnlichen Kapitalien Unterstützungen an kranke und bergfertige Knappen geleistet, d. h. also, daß sich die Funktion der bisherigen kirchlichen Laienorganisation durch berufsständisch-weltliche Aufgaben erweiterte. Nur so konnten die Knappschaften die Reformation überstehen, die das Bruderwesen ablehnte. Der ursprünglich gottesdienstliche Zweck ging verloren, obwohl ein Großteil des reichen kirchlichen Brauchtums weitergetragen wurde. Wichtigstes Anliegen der Knappschaft war nunmehr das soziale.

Die begriffliche und zeitliche Trennung von Bruderschaft und Knappschaft auf Grund der reformatorischen Säkularisation ist zweifellos begründet. Die Sozialgeschichte kennt solche Funktionswandlungen auch bei kleineren Gruppen. Der ökonomische Zweck kann jedoch bei der Gründung der Bruderschaften zugunsten des religiösen nicht völlig eliminiert werden, selbst wenn der quellenmäßige Beleg schwerfällt.

Wie schon Gierke feststellte, ergriffen alle Genossenschaften ältesten Rechts den ganzen Menschen und erstreckten sich auf alle Seiten des Lebens im Gegensatz zu den heutigen Vereinigungen, die nur bestimmten Zwecken dienen. Darin gleichen sich die alten Zünfte und Knappschaften, die Löscher prinzipiell voneinander unterscheidet, wobei er nur den Zünften die soziale Bedingtheit einräumt. Aber hier wie dort handelt es sich auch

Der letzte Teil des Aufsatzes von F. Knaipp über St. Barbara im Hinterglasbild erscheint im nächsten Heft.

um Schutzmaßnahmen, die für eine gesicherte Existenzgrundlage der berufsständischen Gruppen getroffen werden. Im Hinblick auf die Freiburger Knappschaften sei nur an die Rückläufigkeit des Bergbaues gegen Ende des 14. Jahrhunderts erinnert. Selbst für die Prosperität der Anfangszeit ist es nicht unmittelbar einsichtig, daß sich die wirklichen Bergleute — sowohl Eigenlehner und Gewerken, wie Bergarbeiter — nicht gegen Spekulanten, Neureiche und Abenteurer abschließen sollten. Daß dabei die Landesherrschaft durch ihre Bergmeister und Zehnter auf der Seite der Bruderschaft stand, braucht den ursprünglichen Charakter der Standesorganisation nicht zu verändern, da letztlich eine beiderseitige Interessengemeinschaft vorlag. Die vielfältigen Unterschiede in den Besitzverhältnissen an Gruben und Ländereien müssen ebenfalls nicht unbedingt deformierend wirken; sie sind sogar nach neueren Untersuchungen für die Gründungsperioden der Zünfte typisch. Da es den Knappschaften in erster Linie um die Sicherung eines bereits errungenen sozialen Prestiges gehen mußte, fehlte ihnen in den frühen Zeiten die innere Dynamik, für die erst die Besitzdifferenzierung bedeutungsvoll geworden wäre.

Es besteht freilich kein Zweifel — und darin ist dem Verfasser beizupflichten —, daß es sich bei den Bruderschaften um keine Klassenkampforganisationen handelt. Die Scheidung in Produzenten und Eigentümer erhält erst im 16. Jahrhundert Gewicht. Vorher trug die Bergwirtschaft überwiegend patriarchalische Züge. Trotz gelegentlicher Streiks ist von einer revolutionären Bewegung noch nichts zu spüren. Die Bruderschaft der vorreformatorischen Zeit ist religiös — aber auch sozial.

Dr. Manfred Schlosser

Der Eisenkunstguß um 1800

Am 9. Juli 1957 fand in Hirzenhain (Oberhessen) die 12. Sitzung des Geschichtsausschusses des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute statt.

Zur Diskussion stand die Untersuchung eines angeblich aus Gußeisen bestehenden Schwertes aus Luristan (Provinz im südöstlichen Iran). Die luristanische Kultur blühte im 6. Jahrhundert vor Christi. Die ältesten bisher bekannten Kunstwerke aus Gußeisen sind im 3. Jahrhundert v. Chr. in China entstanden. Wenn das Schwert aus Luristan ganz oder teilweise aus Gußeisen besteht, wären neue Tatsachen für das räumliche und zeitliche Bekanntsein des Gußeisens gegeben. Die Durchleuchtung des Schwertheftes mit Iridium-Isotop 192 und Betatron-Strahlen und die metallographische Untersuchung der Klinge ergaben jedoch eindeutig, daß das Schwert aus Schmiedeeisen und nicht aus Gußeisen besteht. Die Untersuchung wurde durchgeführt und im Ergebnis vorgetragen durch Dr. K. Neumann vom Max-Planck-Institut für Eisenforschung in Düsseldorf.

Ein zweites Referat von Fräulein Dr. S. Theisen, Trier, befaßte sich mit der künstlerischen Gestaltung des Eisenkunstgusses um 1800. Die Referentin führte die verschiedenen Aufgaben des Eisenkunstgusses in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in bezeichnenden Beispielen vor. Es sind dies: ingenieurtechnische Bauten aus Gußeisen, Großdenkmäler und Standbilder aus Eisen und schließlich die vielen Kleinbildwerke in Form von Plaketten, Münzen, Zierplastiken und künstlerisch verzierten Gebrauchsgegenständen, wie sie die Eisenhütten in Gleiwitz, Lauchhammer, Wasseraffingen, Berlin und Sayn geschaffen haben. Die Blüte des Eisenkunstgusses in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde aus den technischen und geistigen Bedingungen der Zeit erklärt, aus der Verbesserung der Gußtechnik, aus der Vorliebe der Zeit für die Gotik, der Verwandtschaft des gotischen Strebebaues mit dem Eisenskelettbau, aus der Eignung des flächig-linearen klassizistischen Stils für den Werkstoff Eisen. Der Verfall des Eisenkunstgusses in der zwei-

ten Hälfte des Jahrhunderts wurde aus einem allgemeinen Stil­mangel, der sich einer mehr malerisch-barocken Form zu­wandte, und aus der Verflachung der Produktion durch Wie­derholung erklärt.

Der Leiter der Buderus'schen Kunstgußwerkstatt in Hirzen­hain, Bildhauer Peter Lipp, befaßte sich abschließend mit den Gegenwartsaufgaben des Eisenkunstgusses. Eine Erneuerung des Eisenkunstgusses, wie sie von der Buderus'schen Hütte ange­strebt wird, muß nach seiner Ansicht von den Eigenschaften des Werkstoffes Eisen ausgehen. Herbe, strenge Linienführung, großflächige Formen, Anwendung auch in der Groß- und Rundplastik sind solche Ziele. Beispielhaft für solche Bestre­bungen ist das bisher größte gußeiserne Kunstwerk der Bude­rus'schen Hütte, das Ehrenmal für die deutschen Afrikakämpfer in der Wüste von El Alamain.

Dr. H.

Siegfried Lauffer

Die Bergwerkssklaven von Laureion

1. Teil: Arbeits- und Betriebsverhältnisse, Rechtsstellung. Abhandlung der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. In Kommission bei Franz Steiner-Verlag, Wiesbaden, 1956, 118 Seiten.

Die Silberbergwerke von Laureion spielten im wirtschaftlichen und politischen Leben der attischen Großstadt Athen während des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. eine beträchtliche Rolle. Nicht nur die Grubenbesitzer, die oft Politiker waren, sprachen davon, sondern auch Gesetzgeber, Philosophen wie Platon und Historiker wie Xenophon und nicht zuletzt die Juristen, die als Verteidiger der einen oder der anderen Partei in Prozessen auftraten. Und so hat sich mancherlei schriftliche Überlieferung angesammelt, die im Laufe des Jahrhunderts philologischer Akribie auf das sorgfältigste durchleuchtet worden ist.

Von nicht geringer Bedeutung aber ist der Umstand, daß man aus den erhaltenen Resten der Anlagen (die im 19. Jahrhundert sogar teilweise wieder in Betrieb genommen wurden) die meisten bergbautechnischen Fragen mit ziemlicher Genauigkeit ablesen und beantworten kann. In Verbindung mit der anderen Quelle der Überlieferung rundet sich das Bild und wird noch vollständiger, wenn man die sogenannten „Pfundsteine“ hinzu­nimmt. Was bisher fehlte, und was Siegfried Lauffer dankens­werterweise zum Gegenstand seiner Forschung gemacht hat, war eine präzise und kritische zusammenfassende Arbeit über die Bergleute dieses Silberbergbaugesbietes, insbesondere über ihre Arbeitsverhältnisse, Betriebsorganisation, Sozialgesetz­gebung und Rechtsstellung.

Der Münchener Professor spricht also nicht vom Bergbau als solchem; das technische Detail interessiert ihn in diesem Zu­ sammenhang nur, soweit es ein Licht auf die Arbeitsverhältnisse wirft und zur Charakteristik der Bergleute selbst als Fachkräfte dient. Es ist z. B. wesentlich, auf die Exaktheit der Ausführungen der Grubenbaue, der Anlagen und der Werkzeuge hinzu­weisen. Die Grubenbaue selbst seien, sagt Lauffer, „von hervor­ragender, im antiken Bergbau sonst nicht erreichter Qualität“ gewesen. „Man kann die Gruben in dieser Hinsicht den klas­sischen Bauwerken Athens zur Seite stellen . . .“ Der Schluß, daß die Bergleute, die als Techniker oder Hauer diese Anlagen herstellten, also „qualifizierte und spezialisierte Arbeitskräfte“, ähnlich den Steinarbeitern und Bauhandwerkern der Stadt“ gewesen sein müßten, liegt nahe. Auch über die anderen An­lagen kann das nämliche gesagt werden. Wie die Gruben, „durch ihre bauliche Qualität und Zweckmäßigkeit ausgezeichnet sind, so auch die Aufbereitungsanlagen durch ihre technische Per­fektion . . .“.

Wer aber waren diese Bergleute? Es heißt seit altersher: „Sklaven“. Aber warum sind sie Sklaven? Woher kommen sie,

wie kommen sie zu ihren technischen Fertigkeiten? — Das alles sind dann die eigentlichen, Lauffer interessierenden Fragen, auf die er Antworten sucht. Zunächst also die Umreißung des Begriffs „Sklave“. Lauffer will den Begriff nicht wirtschaftlich, sondern sachenrechtlich verstanden wissen. Der Sklave ist kein Lohnarbeiter im modernen Sinne, da er „ohne einen einzigen Obolus Eigenverdienst“ ist. Es ist also ebenso falsch, die Sklaven als Lohnarbeiter anzusprechen — wie diese als Sklaven. Der Sklave „gehörte“ diesem oder jenem, aber er wurde immer und zeitlebens „unterhalten“. In eigenem Interesse sorgte er (der Eigentümer) daher für den ausreichenden Unterhalt der Sklaven, während der „Ausgebeutete“ (im Sinne von Marx z. B.) als freier Lohnarbeiter selbst dafür zu sorgen hat, so gut er es kann.

Lauffer geht auf die Frage der Herkunft der Sklaven ein, die so bedeutende bergbautechnische Fähigkeiten erworben haben, dann auf die Fragen der „Beschaffung“, auf die „Börse“, d. h. den Arbeitsmarkt in Athen, auf die Kosten ungelerner und spezialisierter Sklaven und ihre „Rentabilität“. Um diese letztere Frage nach der Rentabilität beantworten zu können, muß er natürlicherweise nochmals auf Details des Grubenbaus, der Anlage, Förderung, auf die Schichten, Tages- und Jahresdurch­ schnittsleistungen und anderes zu sprechen kommen. Auch kann es nicht ausbleiben, die Haupt- und Nebenprodukte der Minen zu erwähnen; denn außer reinem Silber wurde Blei, Quecksilber, Zinnober und Ocker gewonnen. Da diese Pro­ dukte aber alle gesundheitsschädigende Arbeit voraussetzten, mußten sowohl die Sicherheitsvorschriften der Gruben selbst als auch die vergiftete Bleiluft usw. untersucht werden, denn, wie gesagt, der Eigentümer (bzw. der Pächter) der Gruben — und der Sklaven — hatte ja ein Interesse daran, daß sich der Bergbau und also auch der einzelne hochqualifizierte Sklave „rentierte“, zumal dieser oft das Vierzigfache eines ungelernen Sklaven kostete. So mußte er ihn „gut halten“.

Den ausführlichsten und sicher auch originellsten Teil der Schrift nehmen die Untersuchungen über die „Vertragsbestim­ mungen“ bei Verkauf oder Vermietung der Sklaven in An­ spruch. Hierfür gibt es noch eine wichtige Quelle in den „Grundpfandverträgen“ auf den sogenannten „Pfundsteinen“. Lauffer geht darauf ausführlich ein. Die Sklaven blieben in den meisten Fällen an den Betrieb gebunden, auch wenn dieser den Eigentümer oder Besitzer wechselte. Es galt also, die verschie­ densten Gepflogenheiten der Vermietung, Haftung usw. und damit verbunden natürlich die der „Versicherung“ zu erforschen. In diesem Zusammenhang fallen ein paar den engeren Rahmen sprengende Bemerkungen, die auf ein sehr realistisches Bild des klassischen Griechentums schließen lassen. Lauffer sagte an einer Stelle: „Wenn Hyperides . . . als Zweck der Sklavenvermietung . . . bezeichnet, diesem den Lebensunter­ halt zu schaffen, so bringt er damit den Rentencharakter solcher Mietverträge überaus klar zum Ausdruck. Dieser Mietzins stellt für den Eigentümer der Mietsklaven eine Leibrente für den persönlichen Verbrauch dar. Die Sklaven haben für ihn ausschließlich Rentenwert . . . Das griechische Rentnerideal, das gegenüber der modernen industriellen Kapitalwirtschaft privater und öffentlicher Hand so eigenartig anmutet, tritt also bei der Sklavenvermietung im laureiischen Bergbau nicht weniger deutlich in Erscheinung als auf anderen Gebieten des Wirtschafts- und Staatslebens Athens.“ Aus den wenigen An­ gaben ist leicht zu ersehen, daß eine in die Einzelheiten vor­ dringende und wissenschaftlich gesicherte Aussagen formu­ lierende Sozialgeschichte nicht nur in sich von hohem Interesse ist, sondern auch das gesamte Geschichtsbild einer Epoche — wie der des hochklassischen Griechenlands — mitzuformen in der Lage ist. Mit Freude und Spannung kann man den noch ausstehenden 2. Teil erwarten.

Dr. Hans Naumann

Dipl.-Ing. Meinhard Wagner

Küche und Bad in der Sozialwohnung

Dissertation, Aachen 1956

Wohnküche oder Kochküche? Das ist eine Frage, die bereits seit dem ersten Weltkrieg von namhaften Architekten immer wieder diskutiert wird. Die Aufteilung der Wohnung nach den Bedürfnissen Kochen (Essen), Wohnen und Schlafen stand bereits im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen um den Industriearbeiterwohnungsbau. Trotz dieser Vorstöße blieb es vom „familiengerechten“ Arbeiterhaus um 1885 bis in die jüngste Zeit bei der alten Wohnküche, der gewisse Vorteile, namentlich bei größeren Familien, nicht abzuspüren sind. So war die Hausfrau nicht von der Familie getrennt, konnte das Essen unmittelbar von der Kochstelle zum Tisch reichen und zwischen der Hausarbeit noch die Kinder beaufsichtigen. Die meisten Familien besaßen zwar „zusätzlich“ ein besonderes Wohnzimmer mit der sogenannten „Guten Stube“, die jedoch als regulärer Wohnraum wegfiel, da sie nur an Sonn- und Feiertagen benutzt wurde. Als die verstärkte Bautätigkeit nach dem zweiten Weltkrieg einsetzte, wurden häufig Wohnküchen mit Kochnischen gebaut, die Herd und Spüle aufnahmen und durch einen abwaschbaren Vorhang von dem eigentlichen Wohnteil abgetrennt werden konnten. Diese Verbesserung darf als Vorstufe des heutigen separaten Kochabteils angesehen werden.

In der vorliegenden Dissertation untersucht Dipl.-Ing. Wagner dieses wichtige Problem des sozialen Wohnungsbaus. Ein

historischer Überblick zeigt die Entwicklung von Küche und Bad in den verschiedenen Ländern. Ihm schließen sich Marktbeobachtungen, Gedanken über erforderliche Wohngrößen im sozialen Wohnungsbau, Betrachtungen über das Verhältnis der Mieten zueinander und vor allem über die Küchenentwicklung in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg an. Bemerkenswert die Ergebnisse soziologischer Erhebungen zum Bergarbeiterwohnungsbau aus dem Jahre 1952: Nur noch 6% der Befragten wünschten eine Wohnküche in der alten Form, 44% ein vom Wohnraum abgetrenntes Kochabteil und 50% die kleine Arbeitsküche.

In ausführlichen Untersuchungen über Größe, technische und preisliche Anlage des Kochabteils und des Bades, die mit dem Flur zusammen nicht mehr als 25% der gesamten Wohnfläche einnehmen sollten, weist Wagner nach, daß ein Kochabteil mit dahinterliegendem, nicht direkt beleuchtetem Innenbad wirtschaftlich am günstigsten ist. Die in der Studie angeführten Grundrisse zeigen, daß sich diese Kochabteile mit Innenbad (Kochabteil 5 m², Bad 3,6 m²) gleich gut bei Zwei-, Drei- und Vier-Zimmer-Wohnungen einordnen lassen.

Der Autor fordert abschließend eine Typenbeschränkung, besonders für Küchenmöbel, und zugleich eine Reduzierung der Preise der noch zu teuren Einbauküchen und spricht die Hoffnung aus, daß seine Arbeit vor allem die Haushaltsforschung anregen möge, Küchen und Bäder so zu gestalten, daß für die Hausfrauen, auch ohne Erhöhung der Durchschnittskosten je Wohnung, eine wirkliche Erleichterung ihrer Arbeit erreicht wird.

Ein etwa 25 qm großes Wandmosaik im Gebäude der Technischen Verwaltung der Arenberg Bergbau G. m. b. H. in Bottrop. Es handelt sich um die Wiedergabe des Hauptprofils in Richtung Nord-Süd durch das Prosper-Grubenfeld, wobei neben den Schächten der Schachanlage Prosper III die Hauptquerschläge in der Profilebene im Maßstab 1 : 500 nach einem Entwurf von Professor Alexander Friedrich auf Anregung der Zechenverwaltung dargestellt sind. Die verschiedenen Gesteinsschichten sind durch die Nuancen der einzelnen Farben voneinander unterschieden und nehmen dem in abstraktem Stil gehaltenen Längsschnitt die Nüchternheit.

